

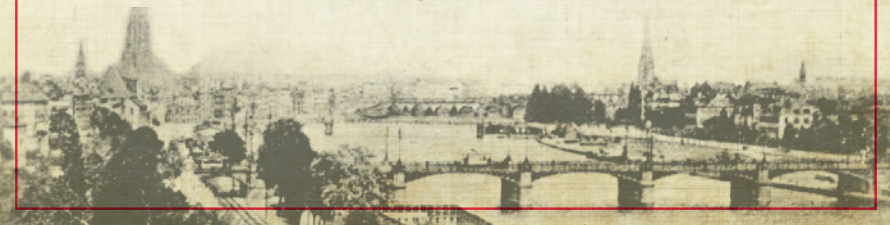
it



VANESSA
GIESE

DIE FRAU, DIE DEN HIMMEL EROBERTE

ROMAN



insel taschenbuch 4961
Vanessa Giese
Die Frau, die den Himmel eroberte



Frankfurt am Main, 1889: Die junge Näherin Käthe sieht erstmals dabei zu, wie ein Ballonfahrer in den Himmel aufsteigt. Kurz darauf fällt ihr der Luftschiffer Hermann Lattemann buchstäblich vor die Füße. Sie nimmt ihr Schicksal in die Hand, beginnt, für ihn zu arbeiten, sie verlieben sich – und schnell genügt es ihr nicht mehr, nur seine Ballons zu flicken: Sie will selbst die Freiheit des Himmels spüren. Gemeinsam steigen Käthe und Hermann auf – und springen mit dem Fallschirm ab. Doch bald darauf kommt Hermann ums Leben, und Käthe ist auf sich allein gestellt. Sie setzt alles daran, als Luftfahrerin Ruhm zu erlangen, und auch, einen Fallschirm zu entwickeln, der Hermanns Leben hätte retten können.

Aus der Näherin Käthe wird die Luftfahrtpionierin, Erfinderin und Unternehmerin Katharina Paulus. Die bewegende Geschichte über eine wagemutige Frau, die ihrer Zeit weit voraus war, eine Hommage an Freiheit und Selbstbestimmung.

Vanessa Giese, geboren 1978, lebt in Dortmund. Sie liebt Worte und Geschichten, schwimmen, wandern und Dinge entdecken. Als selbständige Unternehmensberaterin macht die promovierte Journalistin Mut zu Neuem. Ihr Sachbuch *Da gewöhnze dich dran. Wie ich mein Herz an den Pott verlor* erschien im Jahr 2013. *Die Frau, die den Himmel eroberte* ist ihr erster Roman.

VANESSA GIESE

Die Frau,
die den Himmel eroberte

Roman

Insel Verlag

Erste Auflage 2023
insel taschenbuch 4961
© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG,
Berlin, 2021

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und

Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke,

Naumann, Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Käthe Paulus, um 1890,

Foto: akg-images, Berlin

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68261-5

www.insel-verlag.de

Die Frau,
die den Himmel eroberte

PROLOG

Hier oben bin ich mir am nächsten. Was ich denke, was ich fühle, es fügt sich alles zu einem Ganzen, wenn ich in der Luft bin. Der Korb ist mir eine Heimat, mehr als jede meiner Wohnungen es je war.

Es war lange an der Zeit, die letzte Auffahrt anzutreten. Es ist eine Reise ohne Passagiere und ohne Publikum. Die Luft ist kühl in der Höhe, nicht zu vergleichen mit der Hitze Berlins. Der Ballon gleitet lautlos. Ich sehe über den Korbrand hinab, erkenne das Hallesche Tor, den Tiergarten. Häuserblöcke reihen sich aneinander und ineinander, wie Schachteln sind sie gestapelt. Die Wahrzeichen der Stadt, die herrschaftlichen Bauten, die Schlösser und Boulevards, das Tor und die Säulen hingegen sind aus der Luft kaum zu erkennen.

Das hat mich immer am meisten fasziniert: Was unten von Bedeutung ist, ist hier oben ohne Belang. Stattdessen gibt mir die Welt ihre Persönlichkeit preis, entblößen sich Städte und Landschaften und zeigen mir ihre Seele. Wer die Welt einmal von oben gesehen hat, kehrt nie wieder in dieselbe zurück. Vor dem Aufstieg denkt man, man sei ein Wissender, man steigt in den Himmel hinauf und entdeckt plötzlich die Zusammenhänge des Lebens, in denen wir schlafen und erwachen, lieben und sterben. Als Suchender kehrt man auf die Erde zurück und ist fortan immer im Verlangen nach dem vollständigen Bild, nach dem Woher und dem Wohin. Nicht nur die Welt ist nach einer Fahrt in meinem Korb eine andere, auch der Mensch.

Die Stadt ist ein gefräßiger Moloch, der Dörfer, Wälder und Seelen verschlingt. Sie breitet sich unter mir aus mit all ihrem Gestank, mit dem Geruch von Werkshallen und Hinterhöfen, Schweiß und Fäkalien, der schwer zwischen den Häusern liegt. Hier oben jedoch, im klaren Himmel, bin ich frei von den Ausdünstungen und frei von der Begrenztheit.

Bevor ich der Freiheit begegnete, dachte ich, wenn ich ihr gegenüberstünde, würde sie mich blenden und erleuchten, gleich einer Offenbarung. Tatsächlich aber schlich sie langsam in mein Leben, leise wie ein aufsteigender Ballon. Ebenso das Gefühl, die Kontrolle über das Leben zu haben. Auch das spüre ich hier oben mehr als an jedem anderen Ort. Dabei ist es paradox: Nirgendwo sonst als in der Luft bin ich ausgelieferter – dem Wetter, den Vögeln, den Strömungen. Gleichzeitig habe ich, an diesem Platz unter dem Ballon, die größte Kontrolle, die ein Mensch haben kann: Ich könnte mein Leben jederzeit freudvoll beenden. Ein schwungvolles Abstoßen vom Rand des Korbes, und ich falle hinab. Die Möglichkeit, jederzeit sterben zu können, hat mir viele Male das Leben gerettet.

Wir alle gelangen im Leben an den Punkt, an dem plötzlich nicht mehr alles möglich ist, an dem es an der Zeit ist, Abschied zu nehmen von Träumen, von Plänen und von den Taten der Vergangenheit. Dennoch ist es nicht vorbei. Es ist niemals vorbei, nicht einmal im Angesicht des Endes.

TEIL 1

REINICKENDORF

Mein Schlafzimmer geht auf den Hof hinaus und liegt, obwohl es Juli ist und draußen der Sommer die Straßen erhitzt, ab dem späten Vormittag im Schatten. Lediglich morgens streift das Sonnenlicht mein Bett, bevor es tagsüber ums Haus wandert. Bisher hat mich das nicht gestört. Nun aber, da ich ausschließlich in diesem Raum lebe, drückt es mir aufs Gemüt. Hinzu kommen die Schmerzen, die meinen Körper bis ins Innerste beherrschen, die mal bohren, mal hämmern, mal hell in meine Knochen schneiden, anderntags dumpf meine Gedärme durchwühlen. Mein Körper löst sich auf, meine Kräfte schwinden. Ich wünschte, das Dämmerlicht des Zimmers würde mich in sich aufnehmen und forttragen in eine Welt jenseits des Verstandes. Doch stattdessen schlage ich jeden Morgen von Neuem die Augen auf, kaltschweißig und mit kurzem Atem, weil ich die Schmerzen nicht mehr wegträumen kann.

Als ich heute Morgen erwachte, sah ich klar und hell die Staubkörner im Sonnenlicht tanzen. Der Kleiderschrank, sonst nur ein Schemen, der unter meiner Pein rhythmisch pulsierte, war ein fester Korpus. Ich schnaufte tief und verspürte keinen Schmerz. Ich drehte den Kopf zum Fenster und fühlte keinen Schwindel. Für den Gesunden ist es selbstverständlich zu atmen, zu sehen, Appetit zu haben; Fähigkeiten, die nichts bedeuten, solange sie nur Beiwerk zum Dasein sind und nicht das Dasein selbst. Ich jedoch fühlte eine Welle der Euphorie, stemmte meine Ellbogen in die Matratze und setzte mich auf.

Ich besitze nichts mehr, und doch bin ich reicher als jemals zuvor. Denn niemals war ich mehr ich selbst als jetzt, während mein Leben sich dem Ende zuneigt. Viele Jahre lang bin ich über den Kontinent gereist, bin in den Himmel emporgestiegen und wieder hinabgefallen. Aber ich bin immer nur auf der Erde gelandet, nie bei mir selbst. Erst jetzt, nachdem ich seit Monaten meine Wohnung nicht verlassen habe, erreiche ich, was mir lange verwehrt blieb: Frieden und Einklang mit mir selbst.

Träumen – meine liebste Beschäftigung in diesen Tagen. Seit einigen Wochen passiert es mir immer öfter, dass Stunden mir vorkommen wie Minuten. Wer mich sieht, mag denken, ich vegetiere. Tatsächlich befinde ich mich in einer Zwischenwelt, die nicht dem Leben und nicht dem Tod gehört; ein Vorhandensein, in dem Zeit und Raum nichts bedeuten und in dem mein Träumen ein neues, altes Leben für mich erschafft. Meine Vergangenheit ist mein Hier und Jetzt.

Damals, als ich zur Welt kam, und später, als meine Mutter einen Mann heiratete, der zunächst nicht mein Vater war, es dann aber wurde, wohnten wir noch nicht in Berlin, wo ich nun auf dem Sterbebett liege. Wir lebten an unterschiedlichen Adressen in Darmstadt und Frankfurt am Main. Für mich war der Ort einerlei und auch die Umzüge machten mir wenig aus: Ich nahm die Gegebenheiten, wie sie waren, und machte das Beste daraus. Das gilt auch für die übrigen Umstände. Denn wir waren arm. Mein Vater verdingte sich als Tagelöhner, meine Mutter übte ebenfalls verschiedene Tätigkeiten aus, um etwas Geld zu verdienen. Sie nahm mich oft in den Arm, wenn wir abends im Bett lagen und wenn die Glut im Herd erloschen war, und drückte mich an sich. Wenn wir Spaziergänge machten, ritt ich auf den Schultern meines Vaters.

Vater lehrte mich, dass Freiheit zuallererst ein Gefühl ist;

etwas, das aus einem selbst heraus erwächst. Unbeschwert machte ich mir die Welt zu eigen. Wenn ich tagsüber allein war, streunte ich durch die Straßen und Höfe und spielte mit Kameradinnen. Wir sprangen Seil oder hopsten durch Reifen und Kästchen. In meiner Fantasie war ich erst eine furchtlose Reiterin, später eine berühmte Artistin. Ich jagte durch Höfe, über Wiesen und Mauern, ich turnte auf Bäumen und spannte mir Hochseile. Einmal überraschte Mutter mich, als ich mich, barfuß und mit gerafften Röcken, auf einen Strick hinaufzog, den ich zwischen zwei Teppichstangen geknotet hatte. Ich wollte es den Tänzerinnen in ihren gerüschten Kostümen nachtun, die in Manegen und auf Jahrmärkten auftraten. Mutter packte mich am Fuß und wies mich an, sofort zurück auf den Boden zu springen – weder sei ich ein Vogel noch auf besondere Weise von Gott gesegnet. Sie sollte sich irren. Doch zunächst bekam ich eine Woche Stubenarrest.

In der Volksschule lernte ich eifrig. Das Zusammensetzen von Buchstaben und Zahlen bereitete mir Freude. Im Anschluss begann ich eine Ausbildung als Schneiderin in einer Werkstatt für feine Damenbekleidung. Das war ein neuer Lebensabschnitt, nicht nur, was den Tagesablauf anging, sondern auch, was meine Idee von der Welt betraf. Mit einem Mal war ich eine Frau, die aufrecht zu sitzen und untertänig ihren Dienst zu verrichten hatte. Es war verboten, Fragen zu stellen, die nichts mit meinen Aufgaben zu tun hatten. Warum lagerte der Lehrherr die Stoffe nicht nach Farben oder Mustern? Wieso entwarf er keine eigenen Schnitte, sondern folgte nur bestehenden, bereits Jahre alten Vorlagen? Ich wurde über Wochen täglich zu rechtgewiesen, nicht so frech und vorlaut zu sein, bis ich begriff, was von mir erwartet wurde: arbeiten und still zu sein, sonst nichts.

In der Lehre gab es noch eine zweite Sache, die für mich neu war: der Umgang mit wohlhabenden Kundinnen. Denn in meinem Leben existierten Wohlhabende bisher so, wie es Bäume und Steine gab: Sie waren vorhanden, aber sie stellten eine andere Lebensform dar, etwas, das neben mir existierte, aber mit meinem Dasein nichts gemein hatte. Jetzt aber erlebte ich sie als Teil meines Lebens. Ich nähte Blusen und Röcke, Kleider, Mieder und Korsagen für Kundinnen, die sich, selbst wenn sie meine Dienste wiederkehrend in Anspruch nahmen, nur selten an meinen Namen erinnerten. Zwölf Stunden am Tag saß ich bei spärlicher Beleuchtung über Stoffe gebeugt auf einem Schemel und mühte mich ab für feine Damen, die mich keines Blickes würdigten und denen ich nichts bedeutete. Trotz allen Widerwillens und obwohl der Inhaber des Geschäfts mich fortwährend trietzte und wegen Nichtigkeiten ermahnte, war ich fleißig. Bis ich eines Tages meinen Dienst bei ihm quittierte.

Die Begegnung, die mich zur Kündigung veranlasste und mein Leben in eine andere Richtung lenkte, ist der Anfang der Geschichte, die ich nun, da ich überraschend wieder zu Kräften gekommen bin, erzählen möchte. Meine liebe Freundin Hanna wird mich besuchen, und ich bin begierig, ihr meine Geschichten zu überlassen. Sie ist eine junge Fliegerin, wilder, als ich es damals war, und sie hat mich zu ihrem Idol auserkoren. Vor vier Wochen erhielt ich einen Brief von ihr:

Geschätztes Fräulein Paulus,

Ende Mai, nach meiner Reise nach Lissabon, werde ich für einen Zeitraum von rund zwei Wochen in Berlin weilen und meine einstigen Kameraden vom Flugplatz Staaken besuchen. Es wäre mir eine außerordentliche Freude,

*Sie zu sehen und mich mit Ihnen bei einer Tasse Kaffee
über das Leben auszutauschen.*

Das Schreiben ging noch weiter. Aber ich erinnere keine Einzelheiten. Mein Gedächtnis verlässt mich mittlerweile bei Kleinigkeiten des Alltags. Während ich Daten und Begebenheiten der Vergangenheit fehlerfrei wiedergeben kann, begegnen mir die Informationen der Gegenwart kurz und verschwinden dann.

»Fräulein Paulus, Sie sind ansprechbar!«, ruft Hanna nun, während sie ins Zimmer stürmt. Sie ist ein reizendes junges Ding von gerade einmal einem Meter fünfundfünfzig und doch mutig wie ein Soldat. Mit energischem Schwung legt sie einen Strauß Wildblumen auf das Fußende meines Bettes. »Man sagte mir, ich müsse Glück haben, um Sie wach anzutreffen. Aber dass es so schwierig ist!«

Ich versuche, mich aufzusetzen. Meine Arme zittern, aber mich hat der Ehrgeiz gepackt zu erzählen. Seltsam, welche Distanz das Alter zwischen die unterschiedlichen Varianten des Ichs schiebt. Es ist, als schaue ich auf die Abenteuer einer anderen. Oder ist es nicht das Leben, sondern vielmehr der Tod, der mir den notwendigen Abstand zu mir selbst gewährt?

Mit belegter Stimme frage ich Hanna: »Waren Sie in den letzten Tagen schon einmal hier?«

»Schon *einmal*?« Sie hat eine Vase gefunden und steckt die Blumen hinein. »Ich habe in den vergangenen Tagen viermal versucht, Sie wach anzutreffen. Aber Sie haben immer geschlafen, als ich vorbeischaute. Bald reise ich schon wieder zurück nach Darmstadt. Die Arbeit ruft.«

»Gehen Sie wieder auf eine Expedition?«

»Ich werde ein Wasserflugzeug testen. Ich bin doch jetzt

als Einfliegerin am Deutschen Institut für Segelflug. Ich hatte es Ihnen geschrieben.« Sie hält inne. »Entschuldigen Sie bitte. Das sollte nicht vorwurfsvoll klingen.«

»Ich bin verwirrt. Waren Sie nicht zuletzt in Südamerika?« Soweit ich mich erinnere, hat Hanna, nachdem sie als erste Frau den Rekord im Segelfliegen aufgestellt hat, eine Expedition auf den südlichen amerikanischen Kontinent unternommen, um ... ja, warum doch gleich? Ich muss bereits umnachtet sein.

»Das ist schon ein Jahr her. Seither bin ich in Griesheim. Ich erprobe Motorflugzeuge und Segelkisten. Wenn es einen Absturz gab, bin ich zur Stelle und teste, woran es gelegen hat.« Sie legt ihre Handtasche auf mein Nachtschränken. »Es gibt ständig Neuerungen. Die Konstruktionen werden immer komplexer. Ich wünschte, Sie könnten sich das einmal ansehen – wie ich die Flugkisten zum ersten Mal nach oben bringe und nach Fehlern in der Maschine suche. Es kann so vieles zum Absturz führen, selbst wenn die Konstruktion wohlbedacht ist! Ich taste mich schrittweise an die brenzlichen Situationen heran. Es ist aufregend, und ich muss sehr konzentriert sein. Haben Sie auch die Erfahrung gemacht, dass derjenige das Fliegen am besten erlernt, der versteht, sich gut zu konzentrieren?«

Sie plappert in einem fort. Während sie spricht, gestikuliert sie ausufernd. Das Aufsteigen ihrer Flugkiste untermauert sie mit Schwüngen ihres Unterarms, und wenn sie vom Ziehen der Seilwinde spricht, ballt sie eine Faust und bewegt ruckartig die Hand. Ich erkenne mich in ihren rosigen Wangen und ihren leuchtenden Augen wieder. Ich sehe ihre Unerfahrenheit und ihre Abenteuerlust – Eigenschaften, die gut miteinander auskommen, solange der Verstand wach ist. Ist es so, dass man diejenigen Menschen am meisten mag, die einem am ähnlichsten sind? Oder meine

ich nur, Ähnlichkeit zu erkennen, weil ich tief in mir den Wunsch empfinde, eine Kameradin zu haben?

»Ich bewundere Ihr Schaffen«, sagt Hanna. »Damals muss alles noch viel schwieriger gewesen sein als heutzutage.« Sie scheint ein Wirbelwind zu sein, auch mit Worten.

»Berichten Sie mir bitte von Ihrer Flugtätigkeit«, ermuntere ich sie. »Ich möchte wissen, wie es heute ist, in der Luft zu sein – mit all der Technik.«

Ihr Blick wird weich. »Es ist wunderbar«, sagt sie. »Ich sitze in dieser fliegenden Kiste und trotzdem ist es, als gäbe es sie nicht. Als sei ich ganz allein dort oben. Verstehen Sie, was ich meine? Ich lebe ein anderes Leben, wenn ich in der Luft bin.«

»Das verstehe ich nur zu gut.«

»Ich steige in das Flugzeug, und sobald ich hinaufgezogen werde, werde ich zu einer anderen. Es scheint alles von mir abzufallen, was auf der Erde von Bedeutung ist. Ich habe das Gefühl, als sei ich Gott so nah wie nirgends sonst. Es gibt nichts Kleines mehr und nichts Kleinliches, keine Namen, keine Stellung und keinen Beruf. Nur noch Demut vor dem Leben und der Welt.« Sie blickt mich an und nimmt meine Hand. »Aber was erzähle ich Ihnen das. Sie kennen es alles. Sie waren ja selbst dort oben.«

»Ich bin nur in einem Ballon gefahren. Nicht in einer dieser modernen Flugmaschinen.«

»Sie haben auch ein Motorflugzeug geflogen, oder nicht?«

»Nur unter Anleitung.«

Sie lehnt sich in ihrem Stuhl zurück. Sie wirkt älter als die dreiundzwanzig Jahre, die sie alt ist. Nicht ihrer äußeren Erscheinung wegen – ihre Haut ist makellos, ihre Figur ist gerade erst aus der eines Mädchens herausgewachsen. Ihre Augen allerdings sind älter als ihr Gesicht, so ernst

und erhaben ist ihr Blick. Habe ich auch so geschaut, als ich zwanzig war? Ich war drei Jahre jünger, als Hanna jetzt ist, als ich Hermann kennenlernte – und nur ein Jahr älter, als ich das erste Mal mit ihm in die Tiefe sprang.

»Wie lange«, frage ich, »waren Sie in der Luft? Bei Ihrem Rekordflug, meine ich.«

»Elfeinhalb Stunden.«

»Unvorstellbar.«

Natürlich war ich zu meinen besten Zeiten mehrere Stunden mit dem Ballon in der Luft. Ich habe Landschaften durchquert, habe Städte und Dörfer hinter mir gelassen und bin kilometerweit entfernt von meinem Startplatz niedergegangen. Allerdings war ich beileibe keine elf Stunden unterwegs gewesen. Zudem war das Fahren im Ballon ein Schleichen im Vergleich zum Tempo und zur Lautstärke, mit der die heutigen Motorflieger die Lüfte erobern.

»Früher war alles langsamer«, sage ich. »Und leiser.«

»Das Motorfliegen ist tatsächlich ein herrlicher Triumph über die Natur. Ein Rausch der Geschwindigkeit in einem unendlichen Raum. Doch ich mag auch weiterhin das Segelfliegen sehr gern. Es ist ein Sieg des Geistes. Wenn Sie in einer dieser Kisten sitzen und sich Meter um Meter von der Natur erkämpfen, werden Sie langsam eins mit ihr.«

»Wie halten Sie diese Segelkisten oben im Himmel?«, frage ich. »Ohne Motor. Wie ich gelesen habe, macht das die Luft selbst.«

Sie hält ihren Unterarm vor ihren Körper, die Hand schräg nach unten. »Eigentlich falle ich. Genauso wie Sie damals. Bin ich einmal mit der Kiste oben, falle ich nur noch nach unten. Der Trick ist, dass ich mich in Luftmassen bewege, die schneller aufsteigen, als ich nach unten falle.«

»Das ist faszinierend.«

»Ich mache es wie die Vögel, wenn sie am Berghang die Aufwinde suchen. Mit dem Höhenruder steuere ich das Flugzeug um die Querachse. Damit beeinflusse ich die Geschwindigkeit.« Sie hält die Hand leicht nach oben. »Mit dem Querruder Sorge ich für eine Rotation um die Längsachse. Dadurch bekommt eine Tragfläche mehr Auftrieb als die andere. So lenke ich.«

Ich sage: »Hermann und ich hatten immer darauf gehofft, dass wir unsere Ballons eines Tages lenken können. Nur, weil sie mit dem Wind fahren, ohne dass man Einfluss nehmen kann, bin ich überhaupt zur Luftfahrt gekommen.«

»Hermann war ihr Mann, nicht wahr?«

»Mein Mann, mein Förderer und mein Vertrauter. Möchten Sie die Geschichte hören, wie ich ihn kennenlernte?«

Sie hält inne. »Natürlich!«, ruft sie und beugt den Oberkörper vor, als erwarte sie den Beginn eines Theaterstücks. »Ich möchte alles hören. Wie Sie ihn kennengelernt haben. Und wie Sie gemeinsam in die Luft gestiegen sind. Stimmt es, dass Ihr Geliebter in Ihrem Garten gelandet ist, als sei er ein Geschenk des Himmels gewesen?«

Ich lachte. »Lassen Sie mich erzählen. Aber unterbrechen Sie mich nicht. Ich bin in einem Alter, in dem ich dann vergesse, was ich sagen wollte.«

»Ganz gewiss nicht.« Sie legt ihr Kinn in die Hände und blickt mich voller Erwartung an.